



Kritik zum Abschied

KULTURPOLITIK Vier Jahre leitete er das Zentrum Paul Klee, Ende Monat tritt Direktor Peter Fischer zurück. Während seiner Amtszeit hat der 60-jährige Kunsthistoriker die Finanzen stabilisiert und die Gegenwartskunst gefördert. Fischer sprach sich stets für eine Fusion mit dem Kunstmuseum Bern aus. Doch zur neuen Dachstiftung, die beide Kunstinstitutionen zusammenführt, äussert er sich im Abschiedsinterview kritisch. Das geplante Führungsmodell

für die Superdirektion leuchte ihm nicht ein. Anders als vom Stiftungsrat angekündigt werde die Kooperation der Häuser zudem keine Einsparungen mit sich bringen, prophezeit Fischer. Auch den Umgang des Kunstmuseums mit dem Gurlitt-Erbe kritisiert Fischer. Der Entscheid, bloss «saubere» Werke nach Bern zu holen, sei zu defensiv. «Ich denke nicht, dass das Publikum unter diesen Umständen vor der Kunstmuseumskasse Schlange stehen wird.» *stc/mei* **SEITE 2+3**

ABSCHIED VOM ZENTRUM PAUL KLEE DIREKTOR PETER FISCHER

«Das ZPK ist dort, wo

Ende Monat gibt Peter Fischer sein Amt als Direktor des Zentrums Paul Klee ab. Im Interview äussert er sich dezidiert zum Kunststandort Bern und spart nicht mit Kritik an der neuen Dachstiftung mit dem Kunstmuseum. Er sorgt sich um die Angestellten und sieht im Unterschied zum Stiftungsrat kein Sparpotenzial.

Herr Fischer, was wird Ihre allerletzte Amtshandlung sein?
Peter Fischer: Ich werde eine Träne verdrücken. (lacht)
Sicher?

Ja, ich lasse etwas zurück, was mir sehr am Herzen liegt. Mein letzter Arbeitstag wird wohl schon auch etwas emotional sein.
Bereuen Sie Ihren Rücktritt?
Es hat tatsächlich Momente gegeben, in denen ich mich hinter-sinnig habe: War das die richtige Entscheidung? Nun aber gehe ich, überzeugt, dass es richtig ist. Vor allem ohne Verbitterung und in voller Freiheit.

Was hat schliesslich den Ausschlag gegeben?
Ich bin 60 Jahre alt und will nicht noch einmal in ein so grosses Projekt einsteigen. Die Zusammenführung von Zentrum Paul Klee und Kunstmuseum ist ein extrem anspruchsvolles Projekt mit langfristiger Perspektive. Ich finde, da sollte jetzt eine jüngere Generation ran.

Bern sucht einen Superdirektor oder eine Superdirektorin für die beiden Häuser. Was sollte die Person vor allem mitbringen?
Visionen. Und dafür braucht es ein gutes Vorstellungsvermögen. Sie muss aus dem Potenzial der beiden Museen ein Optimum herausholen, unbelastet von der Vergangenheit. Das wird eine harte Aufgabe. Ausserdem passiert in der Schweizer Kunstlandschaft viel, die Konkurrenz schläft nicht.

Der neue Stiftungspräsident Jürg Bucher hat verkündet, man wolle für das Amt des Superdirektors keinen «Alleinherrscher». Er wirkt als Vorsitzender einer Geschäftsleitung, die Mehrheitsentscheide trifft. Leuchtet Ihnen dieses Modell ein?

Das ist eine mögliche Variante. Aber sie entspricht nicht meinem Stil. Mir war es immer wichtig, einen grossen Freiraum zu haben. Es hat sich bewährt, auch rasch Entscheide treffen zu können, die nicht demokratisch abgestützt sein müssen.

Kurzum: Sie sind gerne «Alleinherrscher».
Wenn Sie so wollen. Das heisst ja nicht, dass ich meine Leute nicht einbeziehe. Es geht ja nicht darum, zu herrschen, sondern darum, aus einem Guss zu führen.

Ein Superdirektor, der von der Geschäftsleitung überstimmt werden kann: Denken Sie, das wird valable Personen davon abhalten, sich zu bewerben?
Das ist möglich. Für eine Kunstinstitution sind solche Spielregeln ohnehin etwas eigenartig. Klingt für mich eher nach Aktienrecht. Entweder funktioniert eine Geschäftsleitung, oder sie funktioniert nicht – dann nützen auch solche Formalismen nichts.

Hat mit der neuen Dachstiftung eine neue Managementphilosophie Einzug gehalten?
Es ist noch zu früh für solche Aussagen. Das neue Gebilde aus ZPK und Kunstmuseum muss sich erst finden. Bisher hat sich der Stiftungsrat vor allem mit strategischen Fragen befasst. Auf der Ebene der Organisation gibt es noch viele Unklarheiten. Es gibt noch nicht einmal ein verbindliches Detailorganigramm.

Was bedeutet das für die Angestellten?
Das ist natürlich ein Problem. Die Teams von ZPK und Kunstmu-

«Ich fürchte, was man mit der Zusammenführung von ZPK und Kunstmuseum spart, wird man gleich wieder ausgeben müssen für neue Posten.»

Peter Fischer



«Es gab Momente, in denen ich mich über

seum hängen in der Luft. Kaum jemand weiss, ob – und falls ja, wo und auf welche Weise – eroder sie integriert werden wird.

Der Stiftungspräsident kündigte an, man rechne durch die Zusammenführung der Häuser mit Einsparungen in der Höhe «eines grösseren sechsstelligen Betrags». Ist das nachvollziehbar?
Das hat mich erstaunt. Ich habe in den letzten Jahren immer darauf hingewiesen, dass solche Erwartungen illusionär sind.
Sie sehen also kein Synergiepotenzial? Immerhin wurde angekündigt, das gesparte Geld werde in die Kunst investiert.

Ich fürchte, was man spart, wird man gleich wieder ausgeben müssen für neue Posten. Wir haben im ZPK – und im Kunstmuseum ist es ähnlich – eine extrem schlanke Organisation und praktisch kein mittleres Kader. Führt man die Häuser zusammen, wird es unumgänglich sein, zusätzliche Hierarchiestufen einzuführen, vor allem bei diesem Führungsmodell.

Der neue Stiftungsrat hat sich zum Ziel gesetzt, Bern solle mit der Zusammenführung von Kunstmuseum und ZPK in die «Top 3» der Schweizer Kunststädte aufsteigen. Auf welchem Platz ist Bern denn heute?

Die Ranglistenfrage hat im Stiftungsrat für intensive Diskussionen gesorgt. Ich kann mit dieser Wettkampfmotivallität wenig anfangen. «Platz 3» ist sicher kein utopisches Ziel, eher ein Abbild der Realität. Aber Bern muss schon sehr geschickt agieren, um dort zu bleiben, wo es ist.

Was ist zu tun?

Wichtig ist, dass sich Bern im Bereich der zeitgenössischen Kunst stärker profiliert. Die Gegenwartskunst wird an Bedeutung wachsen.

Sämtliche Anbauprojekte für die Gegenwartskunst beim Kunstmuseum sind gescheitert. Der Mäzen Hansjörg Wyss wurde vergrault. Er engagiert sich nun für die Fondation Beyeler.

Das ist tragisch für Bern. Hansjörg Wyss hätte bei der neuen Dachstiftung auf die gleiche Art mitwirken können.

Was halten Sie von der geplanten Inhouselösung für die Gegenwartskunst im Kunstmuseum?
Es ist sicher gut fürs Kunstmuseum, dass jetzt endlich etwas passiert. Es ist ein kleines Projekt, meiner Meinung nach etwas gar bescheiden. Aber es kann ein erster Schritt sein.

Wie bedeutend ist die Gegenwartssammlung im Kunstmuseum?

Das würde mich auch interessieren. Es heisst immer, die Sammlung sei eine der besten der Schweiz. Man muss sie sehen, um das beurteilen zu können.

Sie haben sich im ZPK für die Gegenwartskunst stark gemacht – das war intern umstritten. Fürchten Sie, dass sich nun die konservativen Kräfte durchsetzen werden?

Ich hoffe nicht. Aber man muss ohnehin davon wegkommen, die beiden Häuser isoliert zu betrachten. Auch was die Gegenwartskunst betrifft. In der Dachstiftung geht es nun auch um die Frage, wie man das bestehende

andere Museen noch hinmüssen»



meinen Rücktritt hintersinnig habes: ZPK-Direktor Peter Fischer verlässt das Haus Ende Monat. Der 60-jährige Kunsthistoriker hatte die Leitung im November 2011 übernommen

Stefan Andereg

FISCHER ÜBER DAS KUNSTMUSEUM BERN

Klare Worte zum Fall Gurlitt

Peter Fischer hält die defensive Haltung des Kunstmuseums im Fall Gurlitt für falsch. Man müsse so viele Werke wie möglich nach Bern holen – zum Beispiel als Leihgaben.

Ein Raunen ging durch den Saal, als Christoph Schäublin Ende November 2014 in Berlin vor die Weltpresse trat und die Position des Kunstmuseums zur Sammlung Gurlitt kommunizierte: «Die Raubkunst wird nie über die Schwelle des Kunstmuseums kommen, nicht einmal auf Schweizer Boden», sagte der Stiftungsratspräsident des Kunstmuseums im Presseamt der deutschen Bundesregierung. Schäublin hat sein Amt inzwischen abgegeben, sein Dogma aber bleibt trotz interner Diskussionen bestehen – vorderhand. «Es bleibt dabei, dass nur Werke ohne Raubkunstverdacht in die Schweiz kommen», bekräftigte der Berner Gurlitt-Delegierte Marcel Brühlhart jüngst in der «SonntagsZeitung».

Eine kluge Strategie? Nein, findet Peter Fischer, der abtretende Direktor des Zentrums Paul Klee. «Das Kunstmuseum hat kommuniziert, man wolle nur die sogenannten sauberen Werke nach Bern holen. Das finde ich eigentlich nicht die richtige Haltung. Ich wäre offensiver aufgetreten», Fischers Begründung: «Der Wert dieser Sammlung liegt in ihrer Gesamtheit

und ihrer Geschichte. Wenn man einen grossen Teil der Bestände gar nicht nach Bern nimmt und sie dadurch auch nicht zeigen kann, geht etwas verloren.»

Würde sich das Kunstmuseum nicht heikle Prozessrisiken aufbürden, wenn es ungeklärte Werke nach Bern holen würde? «Natürlich muss man sich rechtlich absichern, wenn man auch belastete Werke nach Bern nimmt», sagt Fischer. «Es gäbe vielleicht auch die Möglichkeit, gewisse Bestände vorerst als Leihgabe in die Schweiz zu holen, wenn das Kunstmuseum sie noch nicht als Eigentum übernehmen will.»

Fischer zweifelt daran, dass die geplante Berner Gurlitt-Ausstellung zum Publikumsrenner wird, wenn nur ein geringer Teil der Sammlung Gurlitt gezeigt wird. «Ich denke nicht, dass das Kunstpublikum unter diesen Umständen vor der Kunstmuseumskasse Schlange stehen wird, wie sich das einige gedacht haben», so der ZPK-Direktor. Eine Chance sei die Erbschaft für das Haus trotzdem: «Ich denke, der Reiz der Erbschaft liegt für das Kunstmuseum vor allem darin, dass es sich nun als Kompetenzzentrum für Raubkunst und -entartete Kunst profilieren kann und damit auch eine Vorreiterrolle einnimmt. Darin liegt der eigentliche Gewinn.» *mei/stc*

Raumpotenzial optimal nutzen könnte – im Kunstmuseum und im ZPK. Dabei werden auch alle Ideen wieder neu geprüft.

Zum Beispiel? Den Südhügel des ZPK, wo heute die Administration untergebracht ist, in einen Ausstellungsraum umzubauen.

Für Klee-Werke?

Das wäre meine Idee gewesen. Die ursprüngliche Idee war es, dort Gegenwartskunst zu zeigen. Ich bin dezidiert der Meinung, dass der grosse Maurice-E.-Müller-Saal dafür viel besser geeignet wäre, besonders für ortsbezogene zeitgenössische Kunstprojekte. Die Grösse des dritten Hügels im Süden wäre perfekt für die Klee-Sammlung, für die der Maurice-E.-Müller-Saal viel zu gross ist.

Wie viel Klee soll ein Klee-Zentrum überhaupt zeigen?

Im Zentrum mit dem Namen Paul Klee muss zu jedem Zeitpunkt eine gute Klee-Ausstellung zu sehen sein. Aber es ist auch wichtig, Ausstellungen zu veranstalten, die ausdrücklich nichts mit Klee zu tun haben. Sonst gibt es eine Übersättigung selbst des Stammpublikums. Das ZPK muss ein zeitgenössisches Haus sein. **Zehn Jahre nach Eröffnung des ZPK sind die Eintrittszahlen ordentlich, aber in Bern bleibt eine gewisse Distanz. Bei eingessenen Vertretern des Kunstbetriebs wird das Haus mit grosser Skepsis bedacht. Haben Sie das wahrgenommen?**

Das habe ich extrem gespürt. Vor allem, als ich hier begonnen hatte. Es gibt bis heute Leute, die sagen: In das ZPK setze ich keinen

Fuss! Eine solche Borniertheit kann ich nicht verstehen.

Es gab auch Stimmen, die daraus ein Hallenbad machen wollten...

Das Ehepaar Müller hat mit dem Geschenk eine Vision verbunden und die Vision in Statuten gefasst. Zum Glück. Sonst hätten wir jetzt vielleicht tatsächlich ein Hallenbad. (lacht) Ich bin überzeugt, dass die Vision von Maurice E. Müller ein Museum des 21. Jahrhunderts zu tragen vermag. Das ZPK ist schon grossteils dort, wo andere Schweizer Museen noch hinmüssen.

Hatten Sie nicht oft Auseinandersetzungen mit der Familie Müller?

Auseinandersetzungen schon. Aber es war nie so, dass ich etwas nicht umsetzen konnte. Der Stiftungsrat ist immer hinter meinen Ideen gestanden.

Wie geht es nun für Sie weiter?

Ich habe eben meine Wohnung gekündigt. Aber ich bleibe Bern verbunden. Es gibt glücklicherweise keine Konflikte, die es mir schwierig machen würden, hier wieder zu arbeiten. Ich beginne jetzt, meine selbstständige Tätigkeit aufzubauen. Dabei sehe ich mich nicht nur als Kurator, sondern auch als Berater für Sammler, aber auch für die Kulturförderung oder die Kulturpolitik.

Gibt es etwas im ZPK, was Sie gar nicht vermissen werden?

Der Gesamtdruck war sehr hoch. Ich sehe den beruflichen Wechsel auch als Möglichkeit, das Leben wieder etwas reichhaltiger gestalten zu können.

Interview: Oliver Meier, Stefanie Christ

«Mir war es immer wichtig, einen grossen Freiraum zu haben. Es hat sich bewährt, auch rasch Entscheide treffen zu können, die nicht demokratisch abgestützt sein müssen.»

Peter Fischer